

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

VII. Ins Pusterthal. 1870

VII.

Inn Pusterthal.

1870.

Es war am 14. September 1870, als ich, eben von der Eisenbahn kommend, durch die unscheinbare Stadelgasse der Bischofsstadt Brigen auf den rühmlich bekannten Gasthof „Zum Elephanten“ zuschritt. Schon von ferne sah ich mehrere Gäste auf der Veranda, die sich in bester Stimmung zu befinden schienen.

Als ich näher kam, hörte ich meinen Namen rufen, und noch näher zusehend, erkannte ich bald einen werthen Münchener Freund, Herrn Heinrich Hügel, der jetzt zu Bruneck haushält, um als Haupt und Gebietiger die Eisenbahn von Brigen durch das Pusterthal nach Kärnten zu bauen. Da es eben Essenszeit, so setzten wir uns zu Tische, und da Herr Hügel nachher wieder heimfahren wollte, so nahm ich gerne die freundlich gebotene Gelegenheit an, mit ihm nach Bruneck zu gehen.

Wir fuhren also davon und kamen zuerst nach Neustift, welches eine halbe Stunde von Brigen am Eisack liegt. Dieß ist ein namhaftes Kloster, aus dessen Geschichte etwa Folgendes zu erzählen wäre:

Im zwölften Jahrhundert lebte zu Brigen der selige

Hartmann, ein Bischof, welcher sich nach einer stillen Zelle in der Nähe seines Sitzes sehnte und darin auch Gastfreundschaft gegen die Pilger üben wollte.

Herr Reginbert, Burggraf zu Seben, und andere fromme, reiche Herren und Lehensmänner der Kirche, kamen dem Bischof bereitwillig entgegen und schenkten ihm Land und Güter, so viel er begehrte. Also führte dieser seinen Gedanken aus und gründete da nach der Regel des heiligen Augustin ein Kloster, das er einfach nova cella, Neustift nannte. Nach damaliger Sitte, die jetzt manchem argwöhnischen Moralisten auffällt, war die neue Zelle aber nicht nur für Priester und Laienbrüder gegründet, sondern auch für Laienschwestern, nur daß letztere abgesonderte Wohnungen hatten. Unter diesem Namen ließ sich manch edles Fräulein, manche ritterliche Wittve im Stifte nieder. Doch scheint die Regel gewesen zu sein, daß jede für ihre „Lebsucht“ selber sorgte, denn was das Kloster gab, war nur sehr wenig, nämlich alle Jahre ein schwarzer Tuchmantel, ein barchentnes Hemd, alle zwei Jahre ein Pelz und das nöthige Schuhwerk, zur Sommerszeit auch ein Trunk um die Non, das Neunertrankl. „Diese Pfünde,“ heißt es weiter, „soll aber die Schwester in Ruhe und Anstand empfangen, denn wenn sie (was man damals den edlen Frauen alles zutraute!) unerträgliche Excesse begehen würde, so solle sie derselben verlustig sein.“

Außerlich hat das Stift wenig Großes erlebt. Im Jahre 1525 kamen fünftausend aufrührerische, der Kezerei ergebene Bauern und plünderten es, im Jahre 1807 that die bayerische Regierung ungefähr das nämliche. Sie hatte die Aufhebung des Klosters verfügt und führte drei Centner Kirchensilber, kostbare Monstranzen, Ringe, ein altes Messgewand, welches aus dem Festkleide Ostwalds von Seben († 1465) gefertigt war, und vieles andere nach Bayern.

Ebenso wurden Bücher, Urkunden und Manuscripte fortgeschleppt und werden, sagt unsere Quelle, Herr Regens Zinkhauser, jetzt noch in München den Fremden als ausserlesene Seltenheiten gezeigt.

Im sechzehnten Jahrhundert war das Kloster nach der Weise jener Zeit in bedenklichem Verfall, doch kam es im siebzehnten wieder zu sich und grünte von neuem bis in das Jahr der Aufhebung 1807. Aber auch diese that ihm keinen bleibenden Schaden, denn als Tirol wieder mit Oesterreich vereinigt war, wurde das Stift seinem Orden zurückgestellt und erlebte wieder schöne Tage.

Das Kloster ist übrigens ein Haufe von allerlei aus verschiedenen Zeiten stammenden Gebäuden. Der viereckige Hof, den die Wohnungen des Propstes und der Väter umschließen, reinlich weiß getüncht, mit grünen Jalousieläden, von dem alten grüngedeckten Kirchenturm überragt, von hesperischer Sonne warm beschienen, zeigt ein gemüthliches Bild klösterlichen Stilllebens. Die alte Kirche ist im vorigen Jahrhundert durch eine andere im damaligen Geschmack ersetzt worden. Diese bietet gar nichts Anziehendes, der Kreuzgang dagegen einige alte Grabsteine.

Als ich von Brunegg zurückkehrte und wieder nach Neustift kam, nahm ich mir vor, den Herrn Vater und Professor Theodor Mairhofer zu besuchen, einen freundlichen und gelehrten Mann. Er führte mich durch die Bibliothek, die Waffensammlung und durch den Bildersaal, der manches schöne alte Stück enthält. Nachher setzten wir uns in seinem Stübchen zusammen, welches hoch gelegen ist und eine herrliche Aussicht bietet. Es war Nachmittags, um die Non, und wie ehemals die Pfründnerinnen, so gingen auch wir ans Neunertrankl und schlürften mit vereinten Kräften eine Halbe, oder — seien wir aufrichtig — eine ganze Maas Wein. Eine ergiebige Sammlung vortreff-

licher Aepfel lag auf dem Schranke und wurde ebenfalls zur Erquickung beigezogen.

Wir plauderten über einen Gegenstand, den nur einige Auserwählte zu würdigen wissen, nämlich über die Abstammung der alten Rhätier. Es ist fast indiscret, dieses aschgraue Thema vor einem modernen Publicum zu berühren, aber es gibt immerhin schöne Seelen, die sich gerne mit ihm beschäftigen, darunter Herr Professor Mairhofer und ich. Leider liegen wir in verschiedenen Heerlagern. Ich meinerseits verbinde diese handfesten Aelpler, welche von den Römern weder Civilisation, noch Freiheit annehmen wollten, mit ihren italischen Nachbarn, den Struskern. Warum, will ich hier der Kürze halber nicht einmal von ferne andeuten. Herr Professor Mairhofer aber, der überhaupt schon mehreres geschrieben hat, namentlich in diesem Jahre ein Programm zu Dio Cassius über Rhätiens Unterjochung durch die Römer, er ist anderer Meinung und leitet jenes verschollene Volk von den Kelten ab. Er beweist seine Theses, indem er eine große Zahl von Ortsnamen, die jetzt in Tirol zu finden, aus dem Keltischen zu erklären sucht. Er verfährt dabei in Mone's und Obermüllers bekannter Manier, welche sehr leicht zu lernen ist.

Das Recept lautet ungefähr: Nimm einen beliebigen deutschen Ortsnamen und ein beliebiges hochschottisches Wörterbuch, zerhacke den ersten in beliebige Stücke und sieh dann in letzterem nach, ob sich nicht Klänge finden, die mit jenen Trümmern irgend eine beliebige Aehnlichkeit zeigen. Aistfeld z. B. kommt von keltisch iosta, Wohnort, und bille, klein; Landeck von lon, Haus, und aighe, Berg. Es kann dabei nicht stören, daß Aist und Feld, Land und Eck eigentlich deutsche Wörter sind, denn den Germanen wird die Fähigkeit, Ortsnamen zu bilden, überhaupt nicht

zugestanden. Ebenso geht es den romanischen Ortsnamen. Galtür und Gleif z. B. werden mit nicht minderer Virtuosität aus dem Keltischen erklärt, obgleich ihnen ganz deutlich das Lateinische cultura und elivus zu Grunde liegen. So überzeugend jene Deutungen diesen Gelehrten klingen mögen — mir fehlt die Gnade — ich kann nicht an sie glauben. Daß wir bei so verschiedenen Ansichten und deren Besprechung gleichwohl die verbindlichste Haltung bewahrten, zeigt nur, wie gebildet wir sind. Aber übertreten konnte und wollte ich nicht, so angenehm auch der dunkle Wein und die süßen Äpfel schmeckten.

Ueber Neustift hinaus geht die Straße, von Weingärten begleitet, von Kastanienbäumen beschattet, eine gute Strecke in die Höhe. Bald erscheinen hoch oben an dem nördlichen Bergzuge zwei Dörfer, deren weiße Kirchlein weithin sichtbar sind. Das eine heißt Spinges, das andere Meransen.

Spinges war einmal das Thatenfeld für einen Heroismus der Tiroler, der vielleicht schon besungen, aber doch nie recht bekannt worden ist. Als nämlich 1797 General Joubert mit starken Heerhaufen über Brigen und das Pusterthal an die Drau hinunterzog, um sich dort mit Bonaparte, der aus Italien hervorgebrochen, zu vereinigen, sammelten sich etliche Fähnlein des Tiroler Landsturms auf den Höhen von Spinges, um dem Feind den Durchzug zu verwehren. Die Franzosen stiegen den rauhen Pfad hinan, um sie auseinanderzuwerfen. Die Tiroler gingen ihnen entgegen, aber wie die Ritter zu Sempach den Eidgenossen einen Wald von Speeren, so stellten hier die Franzosen den Tirolern eine Mauer von Bajonnetten entgegen. Doch fand sich zu rechter Zeit auch ein Winkelried, Anton Reinish von Bolders, der Hauptmann einer Unterinntaler Compagnie, der sich mit einer langen Sense

mitten in die französischen Reihen stürzte, freilich bald von elf Stichen getroffen, unter fünfzehn Feinden, die er allein erlegt hatte, niedersank, aber auch seinen Brüdern eine Gasse bahnte, durch die sie mächtig einbrachen, so daß es ihnen bald gelang, die Gegner in die Flucht zu schlagen.

An jenem Tage ward auch um den Kirchhof zu Spinges gekämpft, welchen die Franzosen dreimal vergebens zu stürmen suchten. Damals sei mitten unter den kämpfenden Landleuten ein Mädchen auf der Kirchhofmauer gestanden und habe mit einer Heugabel Wunder der Tapferkeit verübt. Man hat nie erfahren, wie sie geheißen — in den Büchern lebt sie als „das Mädchen von Spinges“ fort.

Das Mädchen von Spinges ist allerdings schon gemalt und besungen worden, aber die tirolischen Zweifler haben sich auch schon an ihre Glorie gewagt. Staffler begleitet die Erwähnung ihrer That mit einem vorsichtigen „wie erzählt wird.“ Dr. Schuler sagte mir einst, daß die Wissenden eigentlich nichts von dieser Heldin wissen wollen. Professor Mairhofer meinte dagegen, die Thatsache sei richtig und das Mädchen sei als alte Köchin hinten in Enneberg gestorben.

Indessen, wenn auch das Mädchen von Spinges nur ein im Pulverdampf entstandener Mythos wäre, aus dem Jahre Neun sind genug Valküren bekannt, welche dem schönen Geschlechte in Tirol den Ruhm des Heldenmuthes für ewige Zeiten sichern.

Zu Meransen, in der Kirche, werden drei wenig bekannte, aber sehr interessante Jungfrauen verehrt. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren lebte im Bayerland ein Bau- rath, Friedrich Panzer, der diesen Jungfrauen, die auch bei uns in manchen Kirchen vorkommen, viele Mühe widmete und allerlei wunderbares Zeug über sie zutage förderte. (Beitrag zur deutschen Mythologie von Friedrich

Banzer. München 1848.) Er fand, daß sie da und dort noch jetzt beim Volke unvergessen sind und als „Stifterinnen“ im besten Andenken stehen. Es sollen nämlich, sagt der Landmann, drei edle Fräulein aus karolingischem Geblüte gewesen sein, die ihr Eigen, Wald und Feld, der Kirche des Ortes vermachten.

Als ein guter Kenner der deutschen Mythologie wußte Friedrich Banzer allmählich herauszufinden, daß die drei Stifterinnen ursprünglich heidnische Schicksalsgöttinnen oder Nornen gewesen und daß ihr Tempelgut, als das Heidenthum abgeschafft wurde, den christlichen Bethäusern zufiel, die sich an ihren Cultusstätten erhoben. Die Jungfrauen, welche übrigens Winbet, Wilbet und Gwerbet heißen, lassen sich bis nach Worms und selbst den Rhein hinunter verfolgen, treten aber doch am häufigsten in Altbayern auf. Südlich gehen sie nicht weiter als bis Meransen und es ist ganz gewiß, daß die alten Bajuwaren sie dahin gebracht. Vielleicht daß sie in ihren blutigen Kämpfen mit den Pusterthaler Wenden gerade ihre heimischen Nornen als Siegesgöttinnen recht nahe bei sich haben wollten und daß sie ihnen ein Heiligthum gerade deswegen auf jener Höhe gründeten, die so weit ins Land bis zum alten Aguntus hineinsieht, damit die deutschen Helden ihnen nie aus den Augen kommen sollten, ihrer Hilfe immer sicher sein könnten.

Es ist nicht zu verwundern, sondern ganz natürlich, daß der Mythos die Meranser Heiligen auch wieder pusterthälisch localisirt hat. Nach der dortigen Legende sind die drei Jungfrauen vor den Hunnen auf diesen Berg geflohen, um ihre schwer gefährdete Ehre zu retten. In der Sonnenhitze auf dem steilen Pfade waren sie nahezu erlegen, als ihnen plötzlich eine neue Quelle entgegensprudelte und ein jählings aufschießender Baum seine erfrischenden Früchte

bot. Quelle und Baum werden noch jetzt gezeigt und die Stelle heißt die Jungfernrast. Uebrigens sollen, wie man im Pusterthale behauptet, die drei Fräulein ursprünglich zu dem Heere der eilftausend Jungfrauen gehört haben, welches St. Ursula bekanntlich aus Britannien nach Köln geführt hat. Sie wären also Engländerinnen gewesen und man könnte in ihnen, die mit so viel Muth, Geschick und Glück vom Rhein bis ins Pusterthal durchgedrungen, sogar ein Vorbild jener modernen englischen Touristinnen erblicken, die sich ja auch mit staunenswerther Vertwegenheit bis unter die Menschenfresser hineintwagen. Andere erklären wieder anders; doch scheint mir jene oben geäußerte bajuvarische Ansicht und Deutung immerhin die richtigste.

Zwischen Brigen und Mühlbach, dem ersten Flecken im Pusterthal, ist so etwas wie eine Völkerscheide. Aber auch das Klima scheidet sich hier mit raschem Absatz. Von Italien heraus bis in den Brigener Kessel wachsen Wein, Mandeln und Feigen — im Pusterthale, welches bis Toblach immer steigt und dort fast die Höhe des Brenners erreicht, herrscht nordisches Klima und nordische Vegetation, obgleich es südlich der großen Gletscherkette liegt. In seinen höheren Strichen fehlen außer Wein, Mandeln und Feigen auch Aepfel, Birnen und Zwetschgen. Ebenso reicht bis Brigen die wälsche Physiognomie der Landschaft — die Ortsnamen sind meistens rhätisch oder romanisch und klingen fremd und seltsam. Hier zum Beispiel treffen wir, am Eisack lustwandelnd, auf Clerant, Ballaus, Sarns, Albeins, Tschötsch; im Pusterthale hören wir dagegen unsere wohlbekanntesten: Mühlbach, Brunek, Niederndorf, Pfaltersbach u. s. w. Diese wälsche Physiognomie ist aber schon mit den Römern um Christi Geburt hereingekommen, als sie Rhätien eroberten, und dauert also jetzt über achtzehnhundert Jahre. Eine Physiognomie, die schon über achtzehnhundert Jahre

dauert, muß aber immerhin starke Spuren des Alters aufweisen.

So ist denn auch das Aussehen der Dörfer, Höfe, Häuser und Kirchen am Eisack wie an der Etsch meist ganz vorzeitlich, oft ruinenhaft und verlottert — aber immer interessant. Das überwiegende Gepräge ist eine malerische Verfallenheit. Wir sehen allenthalben Menschenwerke, die uns so ehrwürdig, aber auch so müde und altersschwach anschauen, als sehnten sie sich, wenn nicht nach dem Tode, doch nach einer Auferstehung.

Ganz anders das Pusterthal. In diesem haben zwar einst die Römer auch gehaust, Straßen angelegt und die stolze Stadt Aguntus bewohnt, allein am Anfange des siebenten Jahrhunderts, als sich die Bajuwaren da festzusetzen begannen, brachen auch die kärnthnischen Slaven herein und stifteten eine große Verwüstung an. Aguntus wurde zerstört und der Bayernherzog Garibald in einer großen Schlacht geschlagen. Doch gelang es den Bajuwaren, die wendischen Eroberer nach mörderischen Kämpfen wieder endgiltig hinauszuhauen. Was herinnen blieb — bis zum Unraferbach reichte damals ihre Nation — wurde bekehrt und germanisirt.

Aus dieser Bluttaufe ging das Pusterthal gleichsam wieder als eine Jungfrau hervor, als ein verwüstetes, unbewohntes, neu zu besiedelndes Land. Das Jahr 770 ist sozusagen der Anfang seiner zweiten Cultur. Damals kam Herzog Tassilo von einer Romfahrt zurück, hielt zu Bozen einen Fasttag und stiftete da auf der Stelle, wo einst Aguntus gestanden, das Kloster Innichen, „um das ungläubige Geschlecht der Slaven auf den Weg der Wahrheit zu führen.“ Dabei sagt er, es sei bekannt, daß die Gegend von alten Zeiten her öde und unbewohnt gewesen. In dieser Annahme täuschte sich zwar der Herzog, aber aus

seinen Worten läßt sich jedenfalls entnehmen, daß sie zu seiner Zeit ganz wüst und leer war. Von da an begann nun die bayerische Einwanderung mit Schwert, Pflug und Heugabel. Die Physiognomie des Pusterthals ist also etwa um acht Jahrhunderte jünger, als die der Thäler am Eisack und an der Etzsch, aber diese achthundert Jahre bewirkten einen Unterschied, der jetzt noch auffällt. Dort die Architektur, wie gesagt, meist alt, wettergebräunt und düster, hier alles jung, heiter und lachend, die Häuser meist hoch und stattlich, sauber gehalten, mit großen, glänzenden Fenstern, so daß die Dörfer an der Straße ein sehr gesundes und wohlgenährtes Aussehen zeigen. Es fehlt zwar keineswegs an Alterthümern, aber das durchgehende Gepräge ist so frisch und flott, als wäre die bajubarische Colonie erst vor wenigen Jahren eingezogen. Ja, es will mich bedünken, als habe sich hier das bayerische Blut noch reiner erhalten, als selbst im Unterinntale, als seien die Pusterthaler — weiß nicht, ob es eine Schmeichelei ist — die reinsten Bajubaren in Tirol.

Wer sich auf dem Wege nach Mühlbach einmal umwendet, sieht im Hintergrunde eine gewaltige Bergveste, lange Reihen von weißen Mauern, über welche ein mächtiges Gebäude aufragt. Das ist die Burg Rodeneck. In uralten Zeiten von eigenen Herren gegründet und behaust, fiel sie später an die Landesfürsten und wurde von Kaiser Max I. dem Ritter Veit von Wolkenstein als Belohnung für geleistete Kriegsdienste verliehen. Nicht lange danach theilte sich das Geschlecht der Wolkensteiner in zwei Aeste, in den der Rodenecker und den der Trostburger. Bei ersteren ist das Schloß geblieben bis auf den heutigen Tag. Jetzt liegt es verlassen und öde in tiefer Trübsal, aber es hat schon schöne Tage gesehen. Christoph von Wolkenstein sammelte nach dem Vorbilde seines Herrn, des

Erzherzogs Ferdinand, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts auch auf Rodeneck ein Museum nach Art der Ambrascher Sammlung, zunächst eine kostbare Rüstkammer, dann auch Bücher, Münzen, Antiken, Porträte und andere werthvolle Sachen.

Damals zogen diese Seltenheiten viele Besucher heran. Eine Erztafel im Hofe verewigt, daß einst Erzherzog Karl, der Bischof von Brigen, eine andere, daß Erzherzog Leopold, Graf von Tirol und seine Gemahlin Claudia von Medicis hier eingekehrt. Später wurden die Schätze leider alle zerstreut, verkauft, geplündert, zerstört. Jetzt fällt die ungeheure Burg, still und unbeachtet, langsam aber sicher zusammen. Als ich sie vor Jahren einmal im Innern zu besuchen trachtete, über die Zugbrücke gegangen war und an die Pforte klopfte, wollte sich lange kein sterbliches Wesen zeigen. Endlich, nachdem ich wiederholt gepöcht, erschien eine Dirne, stieß den Riegel auf und verschwand mit den kreischenden Worten: „Ich bin so viel verzagt!“ Sie schien des menschlichen Umganges ganz entwöhnt zu sein und ließ sich nicht mehr sehen. Hierauf trat aus einer Thüre eine ältliche Wittwe, die schon mehr unter die Leute gekommen war und meinen Anblick ertragen konnte. Sie führte mich in den öden Räumen bereitwillig herum. Sie und die Dirne und ein Mädchen waren damals die einzigen Bewohner der Burg, wo einst so viel Pracht und Herrlichkeit gewaltet. Ich glaube auch nicht, daß sich seit damals die Bevölkerung erheblich vermehrt hat. Einige Porträte der Wolfensteiner hängen noch in den verfallenden Sälen, deren Fenster eine wundervolle Aussicht bieten. Die Gegend umher ist fruchtbar und das Volk nennt sie deswegen den goldenen Berg.

Wir nähern uns dem Flecken Mühlbach. Er liegt als ein ansehnlicher weißer Häuserhaufen oberhalb der Rienz,

dem Thalstrom der Pusterer, und wird von einem andern Wildbach, der aus dem Balsertthale kommt, durchschnitten. An letzterem bietet sich eine ungemein malerische Schau. Die Häuser stecken da alle ihre Hintertheile traulich zusammen und zeigen sich so unbefangen, als wenn sie gar niemand beobachten könnte. Düngerhaufen, Laubengänge, Treppen, Vorbauten, Erker, Dachrinnen, Vogelnester, Blumentöpfe, trocknende Wäsche, andere unnennbare Anstalten, und unten die zerrissenen buschigen Ufer des Baches bilden zusammen einen bunten Wirrwarr von Farben und Linien, der zum heitersten Gemälde Anlaß geben könnte. Da wir schon Intérieurs haben, sollten wir von unsrer Kunst nicht auch Postérieurs oder Derrières erhoffen dürfen?

Herrn Stegers Gasthof zu Mühlbach ist das erste, aber glänzende Wahrzeichen pusterthalerischer Herrlichkeit. Wer da vom Süden kommt und sich an die dortigen Wirthshäuser mit ihrem romanischen Schmutz und Dunkel erinnert, der freut sich umsomehr über diese teutonische Pracht. Hier ist alles stattlich, reinlich, hell und groß. Man fühlt deutlich, daß diese Landschaft eine andere Geschichte hat und von einem anders gemischten Stamme bewohnt wird, als die Thäler am Eisack und an der Etsch.

Um Mühlbach herum sind noch die letzten spärlichen Weinberge zu sehen. Aber die Pustererlüfte sind ihnen nicht günstig und sie werden wohl auch in nicht zu langer Zeit verschwinden.

Der Wagen rollt fort. Zunächst erscheint die Mühlbacher Klause, ein Festungswerk aus früheren Tagen, das der lebenslustige Herzog Sigmund oft besuchte, um der Jagd da obzuliegen — jetzt nur noch ein hohes, zerfossenes Mauerwerk ohne Dach, an den Ecken mit Thürmen bewehrt, deren höchsten aber die Eisenbahn fortgenommen. Ursprünglich war die Klause eine Landmark. Die Grafen

Meinhard und Albrecht von Görz, welche Tirol und die görzischen Lande gemeinschaftlich besaßen, theilten nämlich im Jahre 1271 in der Art, daß ersteres dem Grafen Meinhard, letztere seinem Bruder Albrecht zufielen. Dieser erhielt aber auch das Pusterthal zu seinem Theil und die Klause war die Grenze zwischen Tirol und Görz. So blieb es bis zum Jahre 1500, als Leonhard, der letzte Görzer, starb und Kaiser Max als dessen Erbe das schöne Pusterthal mit Tirol vereinigte. Die Mühlbacher Klause wurde aber doch in wehrhaftem Stande erhalten bis in den November 1809, wo sie die Franzosen in Brand steckten, da Peter Maier, der Wirth von der Mahr, mit den Tirolern sie gegen den General Rusca mit seinen dalmatinischen Schlachthausen nicht halten können. Auch im Jahre 1813 wurde noch blutig um sie gekämpft. Später verkaufte die Regierung die Ruine an Privatleute. Es kann kaum überraschen, daß es in diesen unheimlichen Mauern bei Nacht nicht recht geheuer ist. Auch sind schon ganz verlässige Personen, welche nach Gebetläuten durchgingen, von wehenden Lichtern gespenstisch verfolgt worden. Einmal kam es vor, daß ein Wirth, der in einem Wäglein durchfuhr, eine schier unendliche Herde von Schafen passiren mußte, von welcher anderen Tages in gesammter Gegend niemand etwas wissen wollte u. dgl.

Da wir oben von der Eisenbahn gesprochen, so sei noch kurz erwähnt, daß jetzt auf der ganzen Strecke von der Franzensveste bis Lienz die Thalsohle in voller Auflösung ist. Hier werden Berge abgegraben, dort Höhen aufgeschüttet, alte Häuser niedergerissen, neue aufgebaut, alte Felsen zerbröckelt und neue zusammengesetzt, Bäche abgeleitet oder in steinerne Betten gefaßt, überhaupt alle die wunderbaren Arbeiten unternommen und durchgeführt, welche die Herstellung einer Alpenbahn erfordert. Die Bauleute sind

meistens Wälsche, aus dem italienischen Tirol und aus Friaul, jetzt über 9000 Mann. Sie nähren sich äußerst genügsam von Blente und schlechtem Käse, führen sich sehr ordentlich auf und schicken alle Wochen ihre Ersparnisse nach Hause — Charakterzüge, die man den deutschen „Eisenbahnlern“ selten nachrühmen hört. Es ist da plötzlich eine neue Völkerwanderung hereingebrochen und mit ihr ein Italianismus, der allerdings schnell vorübergehen wird, aber im Augenblicke sehr mächtig auftritt. Viele Pusterer Wirthe haben ihm zuliebe ihre Schilde verdoppelt und führen jetzt neben dem deutschen auch einen wälschen. Vendita di vino, vendita di carne liest man allenthalben. Der „blaue Bod“ in Dietenheim heißt jetzt nebenbei auch al becco turchino. Am Abend, wenn man durch die Dörfer geht, in welchen die Leute von des Tages Mühen ausruhen, hört man überall italienisch sprechen, singen, johlen.

Der Wagen rollt weiter und weiter. Wir fahren durch das Dorf Untervintl, das von Sommergästen gerne besucht wird, durch das uralte St. Sigmund mit seiner schönen gothischen Kirche und sehen dann jenseits des Baches Ehrenburg liegen, ein stolzes Schloß, welches der Ursitz der Grafen von Künigl ist. Dort wäre mancherlei Merkwürdiges zu betrachten, allein jetzt haben wir keine Zeit, uns ins Alterthum zu verlieren, und so fahren wir dahin und kommen an einen hohen, schroffen Felsenvorsprung, von welchem ein großes, aber trübselig aussehendes Gebäude heruntersehaut.

Hier stand einst, sagt man, ein römisches Castell, nach diesem aber eine feste Burg der Gaugrafen von Pusterthal, Suanaburg, die Sühneburg geheißen. Einer derselben, Volkold, der Levit genannt, verwandelte das Schloß seiner Ahnen 1020 in ein Frauenkloster, dem er seine Nichte Wichburg als Abtissin vorsetzte und seine Güter im Enne-

bergerthal verlieh. Das Stift befolgte die Regel des heiligen Benedict und nahm nur Töchter des Adels in seine vornehme Gesellschaft auf. Die Frauen hielten gemeinschaftliche Tafel, wohnten aber in abgesonderten Zellen. Aus dem Düster der früheren Jahrhunderte leuchtet wenig Kunde über die Schicksale des Stiftes herüber, aber von der Zeit an, wo eine Chronik geschrieben werden kann, hat es nur eine Chronique scandaleuse.

Schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wagte es eine Abtissin, sich und ihre Frauen mit weltlichen Dienern zu umgeben, was bald die unheilige Folge hatte, daß einer der Getreuen mit einer hochadeligen Nonne durchging und diese heirathete. Der Bischof verhängte den Bann und gedachte das Kloster zu reformiren, allein die schönen Frauen von Sonnenburg protestirten und behaupteten, sie hätten gar keine Anlage zu einem tugendhaften Lebenswandel. Dreißig Jahre später wollte der Cardinal Nikolaus von Cusa, damals Bischof zu Brigen, abermals einige Zucht einführen, aber die fröhlichen Damen wendeten sich an den Erzherzog Sigmund von Tirol, der eigentlich nicht ihr Landesherr war, da das Kloster damals noch auf Görzischem Boden stand und baten ihn dringend, sie in ihren Freiheiten zu schützen. Nichtsdestoweniger trachtete der Cardinal, sein Vorhaben durchzusetzen, aber unter allen Nonnen war nur eine, welche sich seinem Heilverfahren unterziehen wollte. Uebrigens fanden sich damals allerdings sehr erhebliche Gebrechen im klösterlichen Leben; die Frauen gingen gern auf weltliche Reisen, auf Hochzeiten und in Bäder, ja die Abtissin Verena von Stuben hatte sich aus ihren Bettern und deren jungen Freunden einen ganzen, vielleicht papstlichen Hofstaat gebildet. Der Cardinal belegte die hohe Frau nunmehr mit dem Banne und dehnte diesen, als die Nonnen nicht von ihr lassen wollten, auf das ganze Stift

aus. So kam es endlich dahin, daß die Aebtissin Berena aus dem Kloster treten und ihre Nachfolgerin dem Bischof Gehorsam angeloben mußte. Auch in späteren Zeiten fehlte es nicht an Hader, Zwist und Streitigkeiten mit dem bischöflichen Stuhle, die wir aber auf sich beruhen lassen wollen.

Josef II. hat das Kloster 1785 aufgehoben und Gebäude wie Kirche an weltliche Leute verkaufen lassen. Ueber jene wie diese ist ein graufiger Verfall hereingebrochen. In den berstenden Mauern, die einst so viele „hellenische Lebensherrlichkeit“ gesehen, hausen jetzt arme Leute, die anderswo keine Unterkunft finden können. „Unter dem Schutte,“ sagt Tinkhauser, „klaffen wie Höllenschlünde die schwarzen Kellergewölbe und schaurig drohen die zerrissenen Mauerzähne vom hohen Felsen in das Thal herunter zur warnenden Erinnerung, daß die von Gott gesetzte Gewalt der Bischöfe sich nicht ungestraft verhöhnen lasse.“

Wenn wir um den Felsenvorsprung herumgebogen, sehen wir in schöner, offener Gegend den Marktflecken St. Lorenzen vor uns liegen. Hier soll einst die Römerstation Litamum gestanden sein; die schwere, dumpfe Pfarrkirche ist nach der Volksmeinung auch ein römischer Bau. In früheren Zeiten, lang ehe Brunec erstand, scheint St. Lorenzen viel mehr bedeutet zu haben, als jetzt. Seine Pfarrer wenigstens waren Archidiacone und Decane von ganz Pusterthal. Selbst die Stadt Brunec löste sich erst 1609 von dem St. Lorenzer Sprengel ab, um einen eigenen Pfarrer zu erhalten. Aus der Geschichte des Ortes mag nur erwähnt werden, daß er im sechzehnten Jahrhundert ein Sitz der ärgerlichsten Kezerei gewesen, indem sich dort die Secte der Wiedertäufer aufthat und nur langsam wieder verschwand.

Bald darnach erreichten wir bei einbrechender Dämmerung das freundliche Brunec, wo ich auf der Post meine Herberge nahm.

Ich gestehe, daß mir das Buserthal, das ich in den nächsten Tagen bis Innichen verfolgte, eigentlich abwechselnder und reizender vorkam, als selbst das Unterinntal. Während dieses meilentweit in einer geraden Rinne hinzieht, so daß der Fußreisende, wenn es überhaupt noch deren gibt, schon am frühen Morgen das Endziel seines Tagwerkes vor Augen hat, so wendet und dreht sich das Buserthal fast jede halbe Stunde, die Landschaft öffnet sich und schließt sich wieder, eine neue tritt an die Stelle der alten und die Bilder ziehen daher in unaufhörlichem Wandel vorüber. Ein besonderer Reiz sind auch die mancherlei Nebenthäler, die sich mit breiter Mündung ins Hauptthal öffnen und mit ihren Häusern, Kirchen und Schlössern sich bis ins Hochgebirge hinein verfolgen lassen. Dazu kommen dann die vielen hübschen Dörfer und Flecken, die mancherlei Burgen, theils erhalten, theils verfallen, und als glänzendes Mittelstück die prangende Stadt Bruneck in ihrer großartigen Landschaft.
